

Das Pfennig-Magazin

der
Gesellschaft für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

6.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[Juni 8, 1855.]

Der Schild des Achilles.



Zu den berühmtesten Episoden in Homer's Iliade gehört die Fertigung des Schildes und der Rüstung, womit:

„der hinkende Feuerbeherrscher,“

d. h. Vulkan, den Achilles auf Bitten seiner Mutter, der Thetis, beschenkt*). Zugleich finden wir darin einen wichtigen Beitrag zur Kulturgeschichte der Zeit, in welcher Homer sang. Es ist nämlich allerdings die Frage, ob er je einen so kunstreichen Schild gesehen hat, und man möchte eher glauben, daß dies nicht der Fall und daß das Kunstwerk nur ein Kind seiner Phantasie sey. Aber nichts desto weniger läßt sich annehmen, daß ihm die Fertigung eines solchen Schildes möglich schien,

und ist diese Ansicht richtig, so erhellt daraus, daß man zu Homer's Zeiten in Bearbeitung der Metalle, namentlich des Goldes, Kupfers, Zinnes und dergleichen große Fortschritte gemacht hatte. Allein auch außerdem ist der Schild sehr wichtig als ein Beleg von den Sitten, Gewohnheiten und Kenntnissen, welche etwa tausend Jahre vor Christus, denn um diese Zeit lebte Homer, an Kleinasien's Küste, wo er zu Hause war, unter den Völkern herrschten. In der einen und der andern Hinsicht verdient das Streben von *Natremere de Quincy* Achtung, das, was von Homer gesungen wurde, in einem Bilde selbst zu versinnlichen. Er hat damit verwirklicht, was schon vor länger als 100 Jahren *Boivin*, Mitglied der damaligen Pariser Akademie der schönen Künste, versuchte, aber nicht ausführen

*) XVIII. Ges. v. 462. V. an.

konnte. Die Figur, welche nach seiner Meinung der Schild gehabt hat, ist eine äußerlich gewölbte, und inwendig hohle Scheibe und in dem Mittelpunkte derselben, im Nabel des Schildes, sehen wir zuerst:

„Den vollen Mond und die rastlos laufende Sonne, Drauf auch alle Gestirne, die rings den Himmel umleuchten.“

Um diesen Mittelpunkt herum sehen wir den Thierkreis, namentlich:

„Plejad' und Hyad' und die große Kraft des Orion, Auch die Bärin, die sonst der Himmelswagen genannt wird,

Welche sich dort umdreht, und stets den Orion bemerkt, Und allein niemals in Okeanos Bad sich hinabtraucht.“

Und so wie der Dichter dem rastlos laufenden Sonnenwagen zwei Kreise zu Begleitern gab, welche sich auf die Körper des Himmels bezogen, so sehen wir nun in den zwei folgenden größern nur Gegenstände, welche das Leben auf der Erde versinnlichen, wie es sich zu des Dichters Zeit gestaltete. Der eine Kreis zeigt uns zwei Städte

„der vielfach redenden Menschen.“

In der einen stellt sich uns zuerst ein süßes Bild des Friedens dar. Sie ist:

„voll hochzeitlicher Fest' und Gelage,
Junge Bräute aus den Kammern, geführt beim Scheine
der Fackeln,
Gingen einher durch die Stadt und hell erhob sich das
Brautlied;

Tanzende Jünglinge drehten behende sich unter dem Klange,
Der von Flöten und Harfen ertönete. Aber die Weiber
Standen bewunderungsvoll vor den Wohnungen, jede be-
trachtend.“

Der Dichter bringt uns aus der Straße dieser Stadt auf den Marktplatz derselben, in

„des Volkes Versammlung.“

Es wird hier ein Kriminalprozeß geschlichtet:

„Denn zween Männer zankten und haderten wegen der
Sühnung,

Um den erschlagenen Mann. Es betheuerte dieser dem
Volke:

„Alle's hab' er bezahlt; ihm läugnete Jener die Zahlung.
Jeder drang, den Streit durch des Kundigen Zeugniß zu
enden.

Diesem schrien und jenem begünstigend eifrige Helfer.
Doch Herolde bezähmen die Schreienden, aber die Greise
Safen umher im heiligen Kreis' auf gehauenen Steinen.

Und in die Hände den Stab dumpfzender Herolde neh-
mend,

Standen sie auf nach einander und redeten wechselnd ihr Ur-
theil.

Mitten lagen im Kreis' auch zwei Talente des Geldes,
Dem bestimmt, der vor ihnen das Recht am gradesten
spräche.“

Man sieht, daß jene Zeit der Griechen, wo der Tod eines Menschen, eines Erschlagenen mit Geld gezühnt und ausgeglichen werden kann, auffallend an die Sitte unserer Vorfahren erinnerte, wo ebenfalls lange Zeit ein Tod auf solche Art gebüßt wurde. In einer zweiten Stadt auf diesem Kreise schildert uns Homer das Bild des Krieges. Die Stadt ist belagert, und:

„Die Belagerer droheten zwiefach:

Auszutülgeln die Stadt der Bertheidiger, oder zu thei-
len

Alles Gut, das die liebliche Stadt in den Mauern ver-
schloffe.“

Die Belagerten verlieren den Muth nicht,

„zum Hinterhalte sich rüstend;

Ihre Mauer indess bewahren liebende Weiber
Und unmündige Kinder, gefest zu wankenden
Greisen.“

Der Hinterhalt zieht aus, vom Mars und von
der Pallas geführt; die zwei göttlichen Gestalten sind
Allen an Größe überlegen,

„denn kleiner an Wuchs war die Heerschaar.“

Am Bache gelagert, harren sie der Schaafte und ge-
hörnten Rinder, welche ihren Feinden zugeführt wer-
den und nehmen die sorglos bewachten glücklich weg,
allein die Belagerer hören

„das laute Getöse um die Rinder.“

Schnell eilen sie herbei, holen die Feinde ein und:

„Alle gestellt nun schlugen sie Schlacht um die Ufer des
Baches,

Und hin stehen und her die ehernen Kriegeslanzen.“

Es giebt Todte, Verwundete von beiden Seiten.
Wem der Sieg bleibt, hat der Dichter unentschieden
gelassen.

Noch mannichfacher und lieblicher sind die Bilder
des größten und äußersten Kreisess. Wir beginnen mit
dem Felde, das uns rechts vom mittelften Striche ent-
gegenkommt. Es ist

„ein Brachfeld, locker und fruchtbar,
Breit, zum Dritten gepflügt.“

Auch jetzt noch wird es geackert, und wenn der
Pflüger an das Ende kommt,

„Reicht ein Mann den Becher des herzerfreuenden Weines“
dar. Das nächste Feld bietet uns die Ernte,

„wo die Schnitter

Mäheten, jeder die Hand mit schneidender Sichel bewaffnet.
Längs dem Schwad' hinsanken die häufigen Griffe zur Erde,
Anderer banden die Binder mit strohernen Seilen in Garben,
Denn drei Garbenbinder verfolgten —“

Auch der Herr des Feldes ist nicht vergessen. Man
erkennt ihn an seinem Stabe, an der stattlichen Figur,
und ihm scheint ein Voigt zu folgen. Eine leckere
Mahlzeit harret der Fleißigen, denn Frauen und Die-
ner sind mit einem getödteten Stiere beschäftigt. Was
hätte der Dichter wohl natürlicher darreichen können,
als die Weinlese? Vulkan schmiedet sie schön

„aus Gold; doch schwärzlich glänzten die Trauben,
Und es standen die Pfähle gereiht aus lauterem Silber.
Rings dann zog er den Graben von dunkler Bläue des
Stahles,

Sammt dem Gehege von Sinn.“ —

Lust und Leben herrscht bei dem fröhlichen Win-
zerfeste. Tanzend und singend zur Eier tragen die
Jünglinge und roßigen Jungfrauen ihre süße Frucht
„in schön gestochenen Körben.“

Die zwei folgenden Bilder versinnlichen uns eine
Scene des Hirtenlebens und das dritte einen Hei-
gen, wie er das Lieblingsvergnügen griechischer Jugend
war. Wir sehen zuerst eine Herde herrlicher Rinder
auf die Weide ziehen, allein

„zween entseßliche Löwen, gestürzt in die vordersten Rinder,
Faßten den dumpfaufbrummenden Stier und mit lautem
Gebrülle nun

Ward er geschleift.“

Die Hirten und ihre Hunde vermögen nicht, sich
nur scheu herannahend, ihn zu retten. Ungeßört von
solchem Schrecken stellt sich die wollige Herde auf dem
zweiten Bilde dar; ein Bild der Ruhe und des Frie-
dens und stiller Zufriedenheit. Der Heigen, welchen

„der hinkende Feuerbeherrscher“

noch schuf, bezog sich auf die Mythe der Ariadne. Homer sagt ausdrücklich, daß Dädalus ihr denselben künstlich erfand, und noch bis jetzt haben sich die Spuren von demselben in Griechenland nicht ganz verloren. Den äußersten Rand des Schildes benutzte der Dichter, seine Vorstellung vom Meere geltend zu machen. Er nahm an, daß es ein großer, die Erdscheibe umgebender Strom sey, und so läßt er auch jetzt noch

„den ungeheuern und starken Schild“

von der Gewalt des Stromes Okeanos ringsum umflossen werden.

Die Bettelerei vor einigen hundert Jahren.

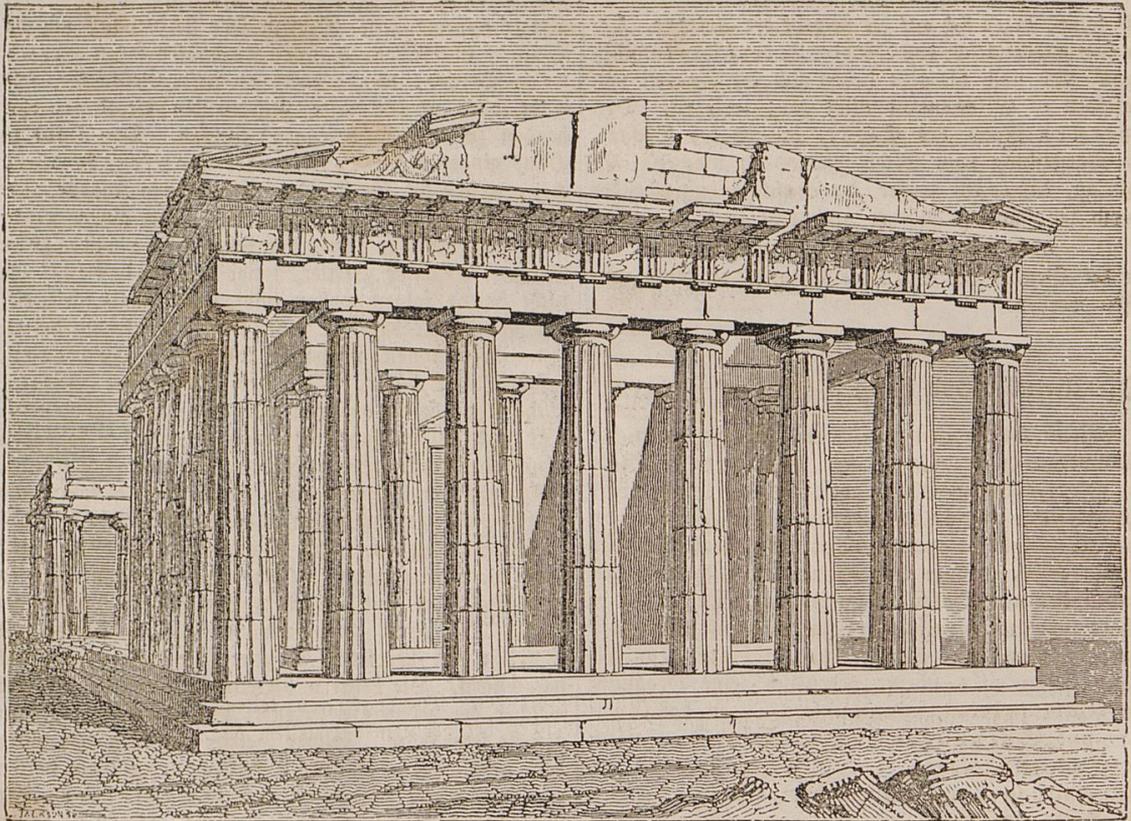
Wenn unsere Zeit vor der ältern auch gar nichts weiter voraus hätte, als daß wir, mindestens in Städten, von eigentlichen Bettlern fast vollkommen verschont bleiben, weil in der Regel auch der Kernste von seiner Gemeinde so weit ernährt wird, daß ihm das Betteln erspart ist; so würden wir damit schon viel gewonnen haben. Das Bettelwesen unter unsern Vorfahren vor mehrern hundert Jahren muß eine große Plage gewesen seyn. Wir werden dieß aus dem Folgenden sehen. Es scheint ordentlich seine Organisation gehabt zu haben, wie in unsern Tagen das Gauerner- und Spitzbubenwesen. Es erschien nämlich schon im Anfange des 16ten Jahrhunderts ein „Expertus in Truphis“, welcher alle Betrügereien und Mänke der damaligen Bettler auseinander setzte. 1528 gab Luther dieser Schrift, als sie neu aufgelegt wurde, selbst eine neue Vorrede mit auf den Weg, und 1580 erschien eine neue Auflage von derselben, durch den Superintendenten Nicolaus Selnecker, indem er damit drei Predigten vereinte, die er vom reichlichen Manne und armen Lazarus gehalten hatte. Dieß Büchlein muß viele Auflagen auch nachher noch erlebt haben. Ich hatte eine vom Jahre 1668 in 12. vor mir, welche: „Expertus in Truphis“, von den falschen Bettlern und ihrer Vüberei,“ betitelt ist. Sie giebt erstlich Luther's Vorrede zur Ausgabe 1528, dann das Büchlein selbst, und endlich ein Register „über etliche alte rothwelsche Wörter.“ Eines ist so merkwürdig, wie das andere. Luther hat es „für gut angesehen, daß solch Büchlein nicht allein am Tage bleibe, sondern auch fast überall gemein würde;“ „die treue Warnung dieses Büchleins,“ sagt er, „ist diese, daß Fürsten, Herren, Räte in Städten und Jedermann sollen klug seyn und auf die Bettler sehen, und wissen, daß, wo man nicht will Hausarmen und dürftigen Nachbarn geben und helfen — man dafür aus des Teufels Anreizung durch Gottes rechtes Urtheil solchen verlausenen, verzwifelten Buben zehnmal so viel gebe.“ — Jede Stadt und jedes Dorf sollte „die eignen Armen wissen und kennen, als im Register verfaßt.“ Man hört auch hier wieder den alten, kräftigen, meist den Nagel auf den Kopf treffenden Luther. Das Büchlein selbst giebt uns von einer Menge ganz verschiedener Bettler Kunde. 28 Arten suchten damals die Bürger und Bauern heim, zuerst die Breger, eigentlichen Bettler, die es wurden aus Mangel an Arbeit oder von Noth und Elend so heruntergebracht. Dann Stabüler (Brodtsammler), „halb böse, halb gut, nicht alle böse, aber der mehrere Theil;“ „Loßner;“ sie gaben vor, unter den Ungläubigen in Sklaverei gelegen zu haben, aber „weil sie einem Heiligen ein Pfund Wachs, ein

silbern Kreuz, ein Messgewand gelobten,“ so wären ihre Ketten aufgegangen. Nun müßten sie betteln, um ihr Gelübde zu erfüllen. Auf den Kirchhöfen saßen Kleener, Bettler, welche durch ekelhafte Geschwüre, fehlende oder verstümmelte Gliedmaßen die Vorübergehenden zu besefeln (betrügen) suchten. Von Haus zu Haus gingen die Dobißer oder Dopfer, Landstreicher, welche sich für Brüder einer armen Kapelle ausgaben, die sie mit einem Altartuche, oder einem Kelche und dergleichen zu schmücken baten. Kammesirer waren gelehrte Bettler, junge „Scholares,“ die nicht hatten folgen wollen und nun sich bald für Priester ausgaben, bald für einen armen Confrater bettelten. Mit ihnen verwandt waren die Wagierer, „fahrende Schüler,“ die den Beschwörer machten, Schätze zu heben vorgaben. Andere hießen Brandtner und stellten sich, als seyen sie von der fallenden Sucht behaftet. Sie nahmen „Seife in den Mund, daß ihnen der Schaum einer Faust aroß ausging und stachen sich mit einem Halm in die Nasenlöcher, daß sie blutend wurden. Die Duzer behaupteten krank gewesen, aber genesen zu seyn, weil sie einem Heiligen eine Wallfahrt und täglich 3 Almosen zu betteln gelobt. Die oben genannten Kammesirer hatten oft Schleppe bei sich: Schüler, die ihnen den Sack nachtrugen. Die Letztern bettelten für die Kapelle, bei welcher der vermeinte Priester, den sie begleiteten, angestellt seyn sollte. Blinde Bettler gab es häufig unter dem Namen Zickisten, Blocharten; viele hatten nur erkünstelte Blindheit. Schwanfelder oder Blickschleher lagen halb wachend auf den Straßen herum: Wopfer stellten sich als Unsinige, und ließen sich in Ketten führen. Dallinger reitschten sich mit Ruthen, „eine Gottesfahrt für ihre Sünden zu thun.“ Duzbetterinnen waren Bettlerinnen an den Kirchthüren, welche angeblich im Kindbette gewesen waren. Sündfegerinnen bettelten um Maria Magdalena willen, weil sie von ihrer Sünde lassen wollten. Viele Bettler stellten sich, als hätten sie den Ausfluß. Sie klapperten und nannten das mit der Jungfrau gehen. Auch vornehme Bettler gab es, die durch nachgemachte Briefe als heimkehrende Edle auftraten. Sie nannten das „übersoenzen“ gehen. Einige davon, Kandierer genannt, gaben sich für Kaufleute, andere für getaufte Juden aus. Seffer überzog sich das Gesicht mit einer Salbe, daß sie wie vom Siechbette aufgestanden, oder die gelbe Sucht zu haben schienen u. s. f. Kurz, wohl 28 solcher Bettler brandschakten die Leichtgläubigkeit und hatten ihre eigene rothwelsche Sprache, wie sie dieß Büchlein nennt. Sie war, wie Luther's Vorrede sagt, „von den Juden kommen, denn viel Ebräische Worte drinnen sind,“ und schon in jener Zeit müssen also diese Gauerner mit jüdischen Genossen in so genauem Verkehr gestanden haben, wie es bei den Untersuchungen der großen Diebesbanden am Rheine vor einigen Jahren sich ergab. Ohne Zweifel wird auch die damalige Gauerner Sprache manche Wörter enthalten haben, welche die von einem unserer Kriminalisten ausgemittelte, jetzt unter den Dieben häufig vorkommende hat.

Der Minerventempel, oder

das Parthenon in Athen.

Griechenlands Ruinen beweisen am Besten, wie hoch sich die Kultur des Volkes ausgebildet hatte, das nach so mannichfachen Wechseln endlich wieder ein unabhän-



Der Minerventempel.

gliges, freies Daseyn gewonnen hat. Von den Aegyptern empfingen die alten Griechen die ersten Künste und Kenntnisse, aber es dauerte nicht lange, als sie ihre Lehrmeister übertrafen, und mehrere von ihren Denkmälern der Baukunst, welche den Stürmen so vieler Jahrhunderte entgegen, dienen noch jetzt zum Vorbilde aller kultivirten Völker, wenn sie etwas Schönes und Großes, Einfaches und Edles aufführen wollen. Besonders zeichneten sich unter den Griechen wiederum die Athenienser aus, und die Ueberreste ihres Minerventempels oder Parthenons erregen noch jetzt die Bewunderung der Welt, ob sie schon zwei und zwanzig Jahrhunderte zählen, denn bald nach der Beendigung der persischen Kriege wurde dieß herrliche Werk von Perikles angeführt. Der Minerventempel stand auf dem höchsten Theile der Plattform der Akropolis, welche die ganze Stadt beherrschte, und ward von zwei Baumeistern, Ictinus und Kallikrates, gebaut. Phidias, der große Bildhauer, schmückte ihn mit der Statue der Göttin, welcher er gewidmet war. Die Säulenordnung, welche wir an den Trümmern wahrnehmen, ist die dorische; das zum Ganzen verwendete Material war der Marmor vom nahen pentelischen Berge. Der Tempel hatte 69 Fuß Höhe, 227 Fuß Länge und 100 Fuß Breite. Minervens Bildsäule hatte 30 Fuß Höhe und war ganz von Elfenbein, mit einer Goldmasse bedeckt, die gegen eine Million Thaler geschätzt wurde. Phidias stand im Verdachte, hierbei eine Veruntreuung geübt zu haben, allein er war klug genug gewesen, die goldenen Zierrathen alle zum Abnehmen eingerichtet zu haben, und beschämte so seine Ankläger auf die überraschendste Art. Zufall, Gleichgültigkeit, Vergessenheit hatte das Parthenon immer auf eine merkwürdige Art erhalten. Nur selten brachen die Türken, als sie Herren des Landes waren, einzelne Quadern ab, um sie zum Baue ihrer Schwalbennisten zu verwenden. Erst 1687 litt das Gebäude bedeutend,

als die Venetianer eine Kanonade gegen die von den Türken besetzte Festung richteten. Der schöne, milde Himmelsstrich hatte auch das Seinige gethan, es zu schonen. Am meisten sollte es daher erst wieder verlieren, als der Lord Elgin, Gesandter in Konstantinopel, 1801 von der türkischen Regierung einen Erlaubnißschein erhielt, „den alten Tempel der Götterdiener mit einem Gerüste umgeben und die Bilder und Zierrathen abbrechen, so wie alle Steine, welche Inschriften enthielten, und die vorhandenen Statuen wegnehmen zu lassen.“ Dieß geschah denn in vollem Maße. Lord Elgin verwendete über eine halbe Million daran, sich zum Herrn von Allem zu machen, was nur abaeßt werden konnte und transportabel war. Seine Sammlung bildet in England jetzt das größte Antikencabinet, und ist Staatseigenthum, da das Parlament sie 1816 für 35,000 Pfd. ankaufte. Indessen noch immer stehen die Trümmer des Parthenon ehrwürdig genug da, wenn ihnen gleich der Raub eines Europäers den Schmuck nahm, der alle Friesen und Frontispice deckte. Unter den jetzigen Verhältnissen werden sie vor neuen Zerstörungen gesichert seyn.

Blüthen, Blätter und Bohnen des Cacaobaumes.

Die Cacao ist den Botanikern unter der Benennung *Theobroma cacao* bekannt. Linné gab ihr diesen Namen, um ihre trefflichen Eigenschaften zu bezeichnen, denn *Theobroma* heißt: Götterspeise. Vermuthlich trank er auch gern ein Täfchen Chocolate. Die Cacao selbst ist in Amerika innerhalb der Bänderkreise und auf den westindischen Inseln einheimisch und wird dort nicht allein als Nahrungsmittel benutzt, sondern diente sonst selbst als Zahlungsmittel. Der Baum

hat einige Aehnlichkeit mit dem Citronenbaume und wird 13 bis 14 Fuß hoch. Die Blätter sind länglich, an dem einen Ende gespitzt und, so lange sie jung sind, blaßroth und stehen auf Stielen einander gegenüber. Die Blüthen sind klein, und hellrothlich mit gelb vermischt, die darauf folgenden Schoten zeigen sich erund und grün, so lange sie jung sind. Während des Reisens werden sie gelb oder roth. Sie sind mit einem süßen, weißen Marke gefüllt, das die vielen Bohnen umgibt, welche in jeder der fünf Zellen oder Abtheilungen gefunden werden. Die Frucht ähnelt an Gestalt einer Gurke und enthält 5 Reihen länglicher runder Saamenkerne, welche man Bohnen nennt, wovon sich in einer einzigen Frucht 20 bis 30 befinden. Die Eingebornen essen auf Reisen dieß Mark und finden es sehr erquickend. Die Bohnen werden, ehe man sie säet, in Wasser eingeweicht und verlieren ihre Fortpflanzungsfähigkeit in wenig Tagen, nachdem sie aus der Schote genommen sind. Während das junge Bäumchen wächst, hält man den Schatten des Korallenbaums für so wesentlich zu seinem Fortkommen, daß ihn die Spanier die Madre del cacao, die Mutter des Cacaobaumes, nennen. Der Letztere selbst mit seinen glänzenden, scharlachenen Blüthen bietet einen herrlichen Anblick dar.



Blüthen, Blätter und Bohnen des Cacaobaumes.

Es scheint, daß es auf der Insel Trinidad, wo er in großer Menge gebaut wird, zwei Arten Cacao giebt: die Creolen cacao, welche ohnstreitig die beste, aber weniger ergiebig ist, als die andere, die jetzt fast ausschließlich angebaut wird, und Forastero, die fremde heißt. Jene ist besonders auf dem spanischen Markte willkommen, da sie etwas bitter schmeckt. Sie trägt nach fünf Jahren, kommt aber erst im achten zur völligen Reife und giebt dann ein zwanzig Jahre lang Früchte. Die Forastero läßt schon im dritten Jahre ernten. Beide stammen aus dem festen Lande des spanischen Amerika. In Trinidad gab man sonst jedem Sklaven die Freiheit, der im Stande war, seinem Herrn tausend tragbare Cacaobäume, von ihm selbst gepflanzt, zu übergeben. Der Grund und Boden wurde ihm dazu angewiesen, und es fanden viele Fälle Statt, wo ein Sklave auf solche Art frei wurde, da die Natur bereits

Schatten und Feuchtigkeit verliehen, dadurch aber die Arbeit sehr erleichtert hatte. Die Cacaocernte findet jährlich zwei Mal Statt, im December ist die stärkste, im Junius die zweite, schwächere. Die Bohnen werden aus den Schoten genommen, in Haufen gelegt, daß sie ungefähr acht und vierzig Stunden schweigen, dann in der Sonne getrocknet und genau so behandelt, wie die Kaffeebohnen, um dann wie diese in Säcken oder Fässern versendet zu werden. Die Caraccas und die Nicaraguas werden am meisten geschätzt, am wenigsten jene von Martinique.

Die Rheinflöße.

So Mancher reiset Hunderte von Meilen weit, um fremder Länder Merkwürdigkeiten zu beschauen und ahnet nicht, daß sein Vaterland Dinge darbietet, die sich mit dem Bewundernswürthigen jener Gegenden messen können, wenn sie es vielleicht nicht noch übertreffen. Dazu gehört ohne allen Zweifel die Rheinflöße. Fast giebt es keine größere und kühnere Unternehmung, als die Erbauung eines solchen Flosses und die Spekulation auf den dabei herauskommenden Gewinn. Größe eines solchen Flosses, Kapital, das im Holze desselben steckt, Menschenzahl, ihn zu lenken und nach Holland, seinem Bestimmungsorte, zu bringen, Lebensmittel und Sold für diese Menschen, und Zölle, die überall am Ufer auf ihn lauern, Alles setzt gleich sehr in Erstaunen.

Man denke sich eine schwimmende Holzinsel von 1000 Schritten Länge, von 80—90 Fuß Breite, worauf 10—13 geräumige Hütten einer Zahl von 400—500 Arbeitern Wohnung geben, wo 4—6 Ochsen immer eingestallt sind, um diesen Menschen frisches Fleisch zu schaffen, während ihnen 40—50,000 Pfund Brod, 15—20,000 Pfd. gesalzenes und gegen 1000 Pfd. geräucheretes Fleisch nebst 30—40 Malter Gemüse, 10—15,000 Pfd. Butter und eben so viel Käse zur andern Nahrung dienen und 5—6000 Ohmen Bier, 3—4 Stück faß Wein ihre Kehle anfeuchten sollen, man denke sich nun noch dazu eine Herrnhütte, die es allenfalls wohl an Luxus und Bequemlichkeit im Innern mit mancher Admiralskajüte aufnehmen kann, und dann frage man sich, ob so etwas nicht zu den ersten Merkwürdigkeiten unsers Vaterlandes und Europa's überhaupt gehöre?

Vom Kapitale war die Rede, das in einem solchen Flosse steckt. Wie groß dieß sey, kann man allenfalls ermessen, wenn man nur hört, daß von Andernach an, wo diese Flöße aufs Dauerhafteste aus den vom Main, von der Mosel und andern Flüssen herkommenden kleinen gebildet werden, bis nach Holland hinunter gegen und über 30,000 fl. Zoll bezahlt werden müssen; daß allein der Steuermann bis Düsseldorf und von da bis Holland hinunter gegen 1000 fl. kostet, daß eben so viel die 6—7 Steuerknechte erhalten und eben so die übrigen 4—500 Arbeiter nichts weniger als schlecht bezahlt werden. Zu einem Flosshandel, heißt dort das Sprichwort, gehören 300 000 Thaler: 100,000 sind im Walde, 100,000 im Wasser und eben so viel in den Unkosten.

Ein solches Floß zu steuern und auf dem mit Untiefen, Inseln, Brücken, Schiffmühlen, Krümmungen etc. so reichlich ausgestatteten Rheine glücklich hinab zu gleiten, erfordert allerdings eben so viel Kenntnisse, als Muth, und daher thut sich ein solcher Steuermann auf seine Kunst so viel zu Gute, als sein Amtsbruder auf dem größten Orlogschiffe. Noch vor 40 Jahren war nur eine einzige Familie, die eines gewissen Jung, in dieser Kunst

eingeweicht, und noch jetzt ist sie nicht zu sehr verbreitet; daher der enorme Preis für diese Reise, den der Floßherr bezahlen muß.

Ueberhaupt hat das Lenken, Landen, Anhalten, Leiten eines solchen Flosses, wegen der Größe, Schnelligkeit der Bewegung etc. mehr Schwierigkeiten, als man sich denken kann, und darum sind auch eine Menge Dörfer, deren männliche Bewohner bloß von Jugend auf als Arbeiter für diese Flöße leben, die im Februar nach der Mündung des Rheins, Neckars, Moselflusses gehen, um dort die kleinen Flöße zu binden, und dann mit einem großen nach Holland fahren, wo sie im Spätherbste zurückkehren und ihren Frauen, die indessen das Feld besorgen, das baar verdiente Geld mitbringen.

In manches Dorf kommen, da sie gut bezahlt werden, wohl 30,000 fl. jährlich. Von Neucendorf, nahe bei Koblenz, weiß man dieß gewiß.

Wie jedes Gewerk seine Terminologie hat, so hat auch diese Civvenschaft die ihrige. Der Steuermann wird hier nicht rechts und links kommandiren. Nein, er ruft Hesse-land oder Frankreich. Man wird hier nicht zum Essen rufen. Nein, wenn alles klar (d. h. fertig) ist, dann ruft der Steuermann: „Packholz überall!“

Man hat wohl nicht nöthig, mehrere Beispiele zu geben. Die meisten sind verdorbene holländische Worte.

Der Stapelplatz alles Holzes in Holland ist Dordrecht. Was Memel für diesen Handel im Nordosten Europa's ist, das ist Dordrecht für den Nordwesten. Aller sechs Wochen sind hier große Holzverkäufe, und auf einer Börsen-Auktion gehen oft hier viel tausend Stämme weg. Was in Jahrhunderten im Spessartwalde, auf dem Hundsrück, Schwarzwalde verborgen aufgewachsen war, hat hier endlich sein Ziel gefunden und erwartet nun die zimmernde Art, um in anderer Form zu nutzen, zu vergehen.

Aegyptische Basreliefs.

In Aegypten finden sich bekanntlich eben so viel überraschende als wunderbare und fast ans Unglaubliche gränzende Denkmäler von dem, was die Vorwelt vor mehr als 3000 Jahren leistete, daß nur noch in einem einzigen Lande sich Gegenstücke dazu bemerken lassen; in Indien. Allein die ägyptischen gigantischen Gebäude, Pyramiden, Tempel etc. haben vor den indischen doch noch einen Vorzug, nämlich den, daß sie mit größerer Kunst, mit größerem Geschmacke und unter viel schwierigeren Umständen gearbeitet sind. Es gränzt ans Wahrchenhafte, wenn uns die Alten von Thebe in Ober-Aegypten erzählen, daß es 100 Thore gehabt habe; daß aus jedem zugleich 200 Streitwagen ins Feld gezogen seyn und ihnen 10,000 Streiter gefolgt wären; allein die ungeheuern Ueberreste von Tempeln und Bildsäulen in diesen Gegenden — man findet der erstern nicht weniger als beinahe 50, deren jeder bis 400 Fuß lang, 80 hoch, 40 breit ist — lassen auf eine ungeheure Bevölkerung schließen; die sich dann eben so gigantisch im Kriege, wie in den Arbeiten des Friedens zeigen konnte. Von allen den zahlreichen Ueberresten — die, mehr oder weniger wohl erhalten, die Größe der Baukunst, die Fortschritte der Bildhauerkunst der uralten Aegypter beweisen — sprechen wir hier nicht. Es ist davon nicht nur von so viel Andern schon Kunde gegeben worden, sondern, unserer Meinung nach, das eigentlich Erstaunenswerthe doch nur erst dann zu fassen, wenn man es selbst sieht; obgleich es freilich immer interessant bleibt, von Bildsäulen zu lesen, die zertrümmert im Sande liegend, halb von demselben, aus der Wüste hergeweht, verschüttet, im Anfange der Vrus-

gend zwischen 60 bis 70 Fuß halten, Daumen haben, welche einen Umfang von 6 bis 7 Fuß zeigen, auf die man mit Leitern klettern, und auf denen man mit der Elle umher laufen muß, diese ungeheuern Verhältnisse auszumessen. Wichtiger ist aber wohl jedes dieser Denkmäler noch in so fern, als es für den Philosophen wie für den Geschichtschreiber einen Schatz von Ideen und Nachrichten enthält, die ihm freilich erst eine spätere glückliche Zeit vollkommen zu verarbeiten gestattet.

Die meisten dieser gigantischen Ueberreste sind nämlich mit einer unzähligen Menge halberhabener Figuren bedeckt, die dem Künstler Achtung für das Talent der Vorwelt einflößen, da sie — rechnet man die Perspektive ab — durch die Richtigkeit, Wahrheit in den Stellungen in Erstaunen setzen, während sie dort das ganze häusliche, ackerbauliche und religiöse Leben der Aegypter in allen seinen Schattirungen und Abstufungen, hier die Thaten ihrer Könige in langen, immer abwechselnden Scenen vorführen, dort dem Philosophen tausend Stoff zum Nachdenken, hier dem Geschichtschreiber Helle in manchen ältern Begebenheiten geben würden, wenn er sie mit Muße betrachten, vergleichen könnte. Das Leben des Landmanns, die Arbeiten auf dem Felde, die Weinlese, die fröhliche Ernte, das Ausdreschen, zeigt sich auf jenem, ein heiteres Gastmahl auf diesem Basrelief. Scenen des furchtbaren Krieges, wie eine eroberte Stadt geplündert wird, wie sich die Krieger der Schätze bemächtigen, sich in den Fluthen der gedörrneten Weinschläuche laben, dort die wehrlosen Einwohner von der Mauer herabstürzen, hier ihre Streitwagen den Weg versperren, dort in Reihe und Glied die besiegte Armee heranrückt, um die Waffen zu strecken auf einem andern; auf einem dritten die heiligen Gebräuche einer Opferung, oder die Freuden des Königs, der eine Löwen- und Eberjagd hält. Die Zeit hat allen diesen Figuren wenig Eintrag gethan. Die meisten sind vollkommen frisch erhalten, und diese wenigen Bemerkungen lassen auf die Ausbeute schließen, die hier der Künstler, noch mehr der Philosoph und auch der Geschichtsforscher machen würden, wenn es ihnen gedünnt wäre, mit Muße und Ruhe diese Reliquien zu untersuchen.

Zu den wenigen Punkten, die durch diese Nachforschungen ausgemittelt sind, rechnen wir 1., daß die Aegypter lange Menschenopfer schlachteten, und 2. eine grausame Nation waren; so wie sie sich 3. eine geraume Zeit als Eroberer zeigten. Der zweite Punkt würde schon aus dem ersten hervorgehen; allein er wird auch durch eine Menge Nebenumstände erwiesen. Wir führen zuerst in der Kürze den Beweis der Behauptung aus, welche die Aegypter als erobrende Nation bezeichnet.

Was Herodot von Sesostris erzählt^{*)}, wie er sich ganz Aßen unterworfen habe, wird durch eine Reihe der trefflichsten Basreliefs erhärtet, die einen König in allen nur möglichen Schlachten und Gefechten zeigen. Bald sieht man ihn eine Stadt stürmen oder vor einer ungesürmten Stadt auf seinem Streitwagen halten, bald eine Landung machen, bald eine feindliche Armee sich in wilder Flucht aufs Blachfeld zerstäuben. Die verschiedene Kleidung der Völker, die verschiedene Bildung des Kopfes, die verschiedene Art die Haare zu tragen, die verschiedene Form der Schilde, Eines ist so genau

^{*)} Daraus folgt jedoch nicht, daß die Aegypter nur unter ihm Eroberer waren, sondern, daß die Kriege Mehreerer am Ende nur Einem zugeschrieben werden, da die Tradition ihre Thaten, nicht ihre Namen und Jahre meldet.

beobachtet als das Andere. Man unterscheidet den Ägypter darauf genau vom Indier, Perser, Arabier; und auf einigen solchen Gemälden beläuft sich die Zahl der menschlichen Figuren wohl auf 1500, und alles, was Homer in seinen Schlachten so lebendig schildert, scheint nur Nachbildung von dem zu seyn, was er — der in Aegypten war — hier lebendig seiner Phantasie einprägte. Hier wiederholen sich die Scenen, wo ein gefangener Fürst an den Streitwagen des Siegers mit den Haaren gebunden ist, um jämmerlich geschleift zu werden; hier ist das Original zum Priamus, wie er um Erbarmen fleht. Aber im Verlaufe dieser Bildchronik, dieses kolossalen historischen Bildersaales, wie man ihn nennen möchte, finden sich leider auch die unwidersprechlichsten Beweise der zweiten Behauptung, daß die Ägypter wahrscheinlich zu der Zeit noch, als sie diese wunderbaren gigantischen Kunstwerke schufen, Menschen dem Osiris, der Isis zum Opfer brachten. Mit seiner Keule schlägt auf einem solchen Gemälde der König vier Gefangene nieder, indessen Osiris ihm dazu noch ein Schwert darreicht, wahrscheinlich sie zu zerstückeln. Eine Reihe angeketterter Gefangener übergiebt der selbe Fürst dem Osiris auf einem andern Gemälde; denn auch so kann man diese Basreliefs bezeichnen, da sie zum Theil noch jetzt mit den lebendigsten Farben*) prangen, und so die Wirkung erhöhen. Am furchtbarsten zeigt sich jedoch auf allen diesen Basreliefs die ausstudirte Grausamkeit in der Behandlung der Gefangenen. Auf dem Einen sieht man — jene Scenen des Schleifens eines gefangenen Königs am Streitwagen nicht wieder zu erwähnen — den König auf einem Streitwagen, wie er triumphirend auf ganze Haufen von abgehauenen menschlichen Gliedern deutet, welche zwei Sekretäre aufzeichnen. Andere Schlachtopfer werden herbeigeführt. Die Ellenbogen sind jenen über dem Kopfe zusammen gebunden, Andere sind Rücken an Rücken, die Hände an die eigene Schulter und an die Ellenbogen des Andern gefesselt. Auf einem andern Gemälde ist der Wagen, auf welchem der König fährt, mit etwa 30 solcher Unglücklichen umgeben, die, daran gekettet, zum Theil nachgeschleift werden. Die Angst und Qual dieser Unglücklichen sind mit der größten Wahrheit ausgedrückt.

Daß hier von erdichteten Vorfällen die Rede sey, kann Niemandem einfallen, der das Ganze im Zusammenhange und die mannichfachen, einander wechselseitig erklärenden, ergänzenden Gruppen überschaut; und ohne Zweifel wurden hier nur die Thaten des Königs abgebildet, der den Tempel erbaute, worin sich zur Ausschmückung diese Basreliefs finden. Wäre der Sinn der Nation solchen Grausamkeiten abhold gewesen, hätten sie nur im Charakter des Königs gelegen, so würde derselbe sich gewiß nicht an solchen Scenen weidend haben darstellen lassen. Es wird also hier eine, die Ägypter wahrlich nicht ehrende historische Wahrheit erwiesen, die um so areller ist und wird, da das ungeheuerere Gebäude, worin sich diese Basreliefs befinden, nach Hamilton's Untersuchungen von mehreren Königen nach und nach erbaut, mithin nach und nach ausgeschmückt wurde, und also diese Ausschmückung auch den Beweis giebt, daß solche wilde, blutdürstige Sinnesart lange dem Ägypter eigen war.

Lustdörfer.

In Amerika giebt es einige Dörfer, die, von tiefen, unzugänglichen Morästen und Sümpfen umgeben,

*) Viel! jedoch die Trockenheit der Luft und das Dunkel des Innern des Tempels machen dies erklärlich, das Blaue des Meeres ist hier und da noch gut ausgedrückt.

hoch in der Luft schweben. Der Boden dieser Gegend, die von mehreren großen Flüssen (z. B. dem Orinoco) durchströmt und häufig überschwemmt wird, trägt viele und ungemein große Palmbäume, die in dicht gedrängten Reihen neben einander wachsen. Auf diese Bäume werden nun von den Bewohnern große, lange Querbalken, in einer Höhe von 30 — 40 Fuß, über der Erde von einem zum andern gelegt, auf die sie dann, wie ein Federwill, ihre Wohnungen anlegen.

Diese Höhen erklettern alle Bewohner mit der Behendigkeit eines Eichhörnchens, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, und haben sie deshalb dem Himmel näher als der Erde gebracht, um zu verhüten, daß die sonst so gefährlichen Krokodille ihnen schaden, Tiger und Musquitos sie antasten, und sie vor den häufigen Ueberschwemmungen gesichert sind.

Der See Tiberias.

„Und er trat in das Schiff und seine Jünger folgten ihm. Und siehe da erhob sich ein großes Ungeheuer im Meer, also, daß auch das Schiff mit Wellen bedeckt war.“

So sagt uns das Evangelium vom See Tiberias, an dessen schönen Ufern Christus so gern mit seinen Schülern und Freunden weilte, und wir nehmen das von Gelegenheit, von dem schönen See eine kleine Schilderung mitzutheilen, von ihm, „auf dessen Gestaden kein Fluch ruht, wie auf den Ufern des todten Meeres, sondern eine heilige Stille, eine hehre Schönheit, die unwiderstehlich reizend sind.“ So beschreibt ihn Carne in: *Leben und Sitte des Morgenlandes*, III. S. 11.

Es ist dieser See, dieses Meer, wie es unsre heilige Urkunde nennt, volle 8 deutsche Meilen lang und eine reichliche Meile breit. Der Jordan tritt, wie die Rhone in den Genfer See, auf der einen nördlichen Seite herein und auf der andern fließt er wieder hinaus. Die Fische darin sind vom herrlichsten Wohlgeschmacke: kein Wunder, daß wir Petrus und Simon, einer andern Erzählung von Jesus zufolge, in ihm ihre Netze auswerfen sehen. Hohe Berge umgeben ihn auf der östlichen Seite. Auf der westlichen sind sie minder steil, aber von desto lachendern Thälern durchschnitten, und mit einem grünen Teppiche geschmückt. Doch so lachend die Gegend um den See herum ist, so freundlich der Jordan nach seinem Austritte wohl 50 Fuß breit sich im fruchtbaren Thale nach Süden hinwindet, so sehr muß doch, wie auf den Schweizerseen, der Schiffer und Fischer in seinem kleinen Fahrzeuge immer auf der Hut seyn, denn zu gewissen Zeiten brechen plötzlich Windstöße aus den Bergen am östlichen Gestade hervor, also, „daß auch das Schiffelein mit Wellen bedeckt wird.“ Wie lange ein solcher Windstoß dauere, ob er wiederkommen werde, mag einem oft an seinem schönen Ufer Weisenden wohl zu beurtheilen gestattet seyn, und uns dünkt es also, es lasse sich sehr natürlich erklären, wenn Christus ruhig, aus dem Schlafe aufgeweckt, zu seinen ängstlichen Begleitern sagte; „Warum seyd ihr so furchtsam?“ Wenn „er aufstand und Wind und Meer bebräute.“ Am westlichen Ufer liegt übrigens noch die in den Ueberlieferungen des N. T. ebenfalls vorkommende kleine Stadt Tiberias, von Juden und Türken bewohnt. Mehrere der Erstern ziehen aus Polen dahin, um ihre letzten Lebensstage auf dem Schauplatze des Ruhmes und der Herrlichkeit ihrer Väter hinzubringen, und im Thale Josaphat, wo das jüngste Ge-

richt, ihrer Meinung nach, gehalten werden soll, gleich unmittelbar in die Freuden der künftigen Welt einzugehen.

T a s s o.



Am 11. März 1544 ward zu Sorrento bei Neapel Torquato Tasso geboren, der Dichter des befreiten Jerusalem. Sein Vater, Bernardo, galt bereits für einen guten Dichter, aber freilich würde ihn Niemand nennen, wenn nicht der Sohn unsterblich geworden wäre. Das Leben des Vaters war jedoch oft fast nichts, als eine Reihe von Mühseligkeiten und glänzendem Elende. Von der Natur schon als Kind mit herrlichen Gaben ausgerüstet, kam er im 11. Jahre nach Rom, wohin den Vater politische Ursachen zu gehen nöthigten. Der Abschied von der Mutter fiel ihm sehr schwer. Er sollte sie nie wieder sehen. Selbst von dem Vater hätte er sich auch bald trennen müssen. Es nöthigte diesen neue Sorge für seine Sicherheit nach Urbino zu gehen, und den Sohn nach Bergamo zu senden. Allein der Herzog von Urbino nahm den alten Bernardo sehr freundlich auf, so daß er den Sohn bald nachkommen ließ, und dieser fand am Hofe durch sein Benehmen, sein Talent, so viele Gunst, daß er dem Sohne des Herzogs in den Unterrichtsstunden beigegeben wurde. Ein neuer Wechsel des Schicksals nöthigte zwei Jahre nachher, 1559, Bernardo, nach Venedig zu gehen, und nun studirte der junge Torquato in Padua, um Rechtsgelahrter zu werden; oder vielmehr er sollte studiren, denn bereits war sein Genius erwacht und ein Gedicht, *Minaldo*, verkündete, ehe er achtzehn Jahre alt war, was aus ihm in der Art werden könne. Schon im 19. Jahre begann er nach Einigen sein berühmtes Jerusalem. Im Jahre 1565 führte ihn der Cardinal Luigi d'Este, der Bruder des Herzogs Alphons von Ferrara, an den Hof des Vaters, und dieß hatte auf das ganze übrige Leben des Dichters einen traurigen Einfluß. Es scheint eine Liebe zwischen ihm und Eleonore, der Schwester des Herzogs, obgewaltet zu haben, worüber jedoch ein Schleier verbreitet ist, den Niemand

mehr lösen dürfte. Bis zum Jahre 1575 hielt er sich im Wesentlichen immer hier auf, und schrieb erst seinen *Amintas*, das berühmte Schäferspiel, so wie er zweitens sein befreites Jerusalem vollendete. Von diesem Augenblicke an aber hüllte sich seine irdische Laufbahn in graues Dunkel. Mehrere Jahre scheint er arm und verlassen, getrieben von einer innern Unruhe und Schwermuth von Stadt zu Stadt herum gewandert zu seyn, um endlich immer wieder nach Ferrara zu kehren, das seiner Wünsche Ziel enthalten haben mag. Hostia, leidenschaftlich, muß er vielleicht seinen ehemaligen Gönner, den Herzog von Ferrara, beleidigt haben, denn 1579 ließ ihn dieser ins Narrenhaus zu St. Anna stecken. Sieben Jahre und zwei Monate schmachtete er darin, während ganz Europa seine Meisterwerke las und ihn als Phänomen anstaunte. Die Prinzessin Leonore, welche die entfernte Veranlassung zu solcher Barbarei gewesen zu seyn scheint, starb 1581, ohne daß aber ihr Tod, oder die Bitte von Tasso's Freunden ihn befreit hätte. Erst 1586 setzte es der Herzog von Mantua, Vincenzo Gonzaga, durch, daß man ihn entließ. Er lebte nun ein Jahr in Mantua, und strich dann wieder, ohne jedoch aufs Neue nach Ferrara zu kommen, in Italien umher, wo er wunderliche Abenteuer in Menge bestand. Bald wurde er an diesem oder jenem kleinen Fürstenhofe vergöttert, bald sah man ihn auf der Landstraße in der jämmerlichsten Art sein Brod fast als ein Bettler suchen. Sechs oder sieben Jahre lebte er so, bis er endlich im November 1594 nach Rom kam. Hier nahm man ihn enthusiastisch auf. Er sollte im nächsten Frühjahr gekrönt werden, wie einst 250 Jahre früher Petrarca. So wollte es der Papst und die Königin der Städte. Doch ehe der Tag solchen Triumphs kam, wurde er krank und fühlte sein Ende nahen. Dem eignen Verlangen gemäß, brachte man ihn nach dem Kloster St. Onofrio, worin zwanzig Jahre früher sein Vater ausgeathmet hatte. Geduldig sah er hier dem letzten Stündlein entgegen und verschied den 25. Apr. 1595 in den Armen des Cardinals Cinthio Aldobrandini, als er eben erst das 52. Jahr angetreten hatte. Der Cardinal verkündete ihm des Papstes Segen. „Die Krone, die ich aufzusetzen hoffte,“ rief er, „ist nicht die des Dichters auf dem Kavitol, sondern die Glorie der Seligen im Himmel oben.“

W o c h e.

Am 8. Juni 632 starb 61 Jahre alt der Gründer des Islams, Muhamed.

Am 9. Juni 1190 erkrankte der Kaiser Friedrich Barbarossa, 68 Jahre alt, im Cydnus bei den Engpässen Ciliciens, und ward in Tyrus begraben.

Am 10. Juni 1772 verbrannte der Henker in Paris Rousseau's Emil.

Am 11. Juni 1742 wurde der erste schlesische Krieg durch den Breslauer Präliminar-Friedensschluß beendet, und das eroberte Schlesien mit Preußen traktatenmäßig vereint.

Am 12. Juni 1809 that der Papst Pius VII. den Kaiser Napoleon in den Bann.

Am 13. Juni 1810 starb der berühmte Joh. Gottlieb Seume zu Teplitz in Böhmen, nur erst 47 Jahre alt.

Am 14. Juni 1800 wurde zu Kairo der siegreiche General Kleber in dem Augenblicke ermordet, wo Napoleon die Schlacht bei Marengo gewann und Desaix bei derselben den Tod fand.

Verlag von Boffange Vater in Leipzig.
unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.